

Von Erlebnissen und vom Leben.

Fuer Basler Zeitung.

Die hergebrachte "objektive" Messung beginnt auf vielen Gebieten anderen zu weichen. Zum Beispiel ist zwar New York von Zuerich in Kilometern weiter entfernt als mein eigenes Dorf (Robion), aber in Reisetunden gemessen liegt es naeher. Und wenn man diese Entfernung in Dollars misst, dann kommt man wieder auf andere geographische Distanzen. Zum anderen Beispiel misst man die Lebensdauer gewoehnlich in Einheiten wie Monaten und Jahren. Wie waere es darum bestellt, wenn man andere Massstaebe anwenden wuerde? Ist es denn etwa nicht so, dass fuef Minuten im Wartezimmer eines Zahnarztes eine andere Lebensspanne meinen als fuef Minuten beim Orgasmus? Und wie lange wird eigentlich gestorben? Was zeigt, wie "nahe" uns das Beruehmte (oder beruechtigte) Ersetzen der objektiven Kriterien durch andere angeht.

Man koennte zum Beispiel die Lebensdauer in Erlebnissen statt in Jahren messen. Man wuerde dann das Leben als Summe von Erlebnissen ansehen, und ein Leben ware desto "laenger", je mehr Erlebnisse darin enthalten waeren. Das wuerde allerdings zu seltsamen Ergebnissen fuehren. Zum Beispiel koennte es sich zeigen, dass man bei der Geburt die goesste Lebenszeit bereits hinter sich hat, weil die Summe der Erlebnisse des intra-utarinen Lebens groesser ist als des extra-uterinen. Zum anderen Beispiel koennte es sich zeigen, dass die Lebensbahn Kruemmungen hat, worin sich Erlebnisse haefen, und dazwischen erlebnisarme Strecken, und es waere vielleicht moeglich, derartige Lebensbahnen auf Computerschirmen zu plotten. Gegen so eine kalkulatorische Messmethode, fuer welche ein Erlebnis das Partikel ist, aus dem sich das Leben aufbaut, sprechen allerdings einige Bedenken. Zum Beispiel die Tatsache, dass wir zwischen starken und schwachen Erlebnissen unterscheiden, und daher mit ihnen nicht so verfahren koennen wie mit identischen Perlen an einer Kette. Man muesste also die Einheit "Erlebnis" zuerst definieren, bevor man daran geht, mit ihr zu messen. Etwa ein "Ur-erlebnis" irgendwo lagern, wie dies beim Meter der Fall ist. Aber das ist kein bequemes Unterfangen.

Man kann die Neurophysiologie zu Hilfe rufen. Sie sagt, dass unsere Nervenenden punktartige Reize auf digitale Methode empfangen. Es gibt keinen starken oder schwachen Reiz, sondern ein Reiz wird entweder empfangen oder nicht empfangen. Aus diesem Schwarm von punktartigen empfangenen Reizen prozessiert dann unser Zentralnervensystem die sogenannten Wahrnehmungen der Aussenwelt und des Koerperinneren. Wie das Zentralnervensystem dies tut, ist allerdings vorlaeufig undurchsichtig. Und noch undurchsichtiger ist, wie aus diesen Wahrnehmungen derart vorlaeufig undefinierbare Phaenomene wie Gefuehle, Vorstellungen, Wuensche, Urteile, Entscheidungen, kurz Erlebnisse zustande kommen. Wieso eigentlich ist das Erlebnis, das aus den beim hoeren einer Bachschen Fuge empfangenen Reizen entsteht so anders als das Erlebnis, das wir beim Empfang von Reizen beim Essen einer Erbsensuppe haben? Und sollte man das Leben in Reize statt in Erlebnisse zerlegen, um es zu messen, und auf den Unterschied zwischen der Fuge und der Suppe verzichten? So bequem kann man es sich nicht machen. Dann schon lieber Sekunden als Reize.

Und doch ist die Neurophysiologie, so armselig als um sie auch bestellt

sein mag, in Sache Lebensmessung belehrend. Unser Zentralnervensystem empfaengt eine groessere Zahl von Reizen als jenes der Ringwuermer, und daher ist unser Leben quantitativ groesser als jenes der Ringwuermer, ganz abgesehen davon, wie viele Sekunden es dauert. Aber es ist auch qualitativ groesser, weil unsere Reize einen groesseren Parameter haben, (unser Nervensystem spezialisiertere Nerven hat als jenes des Ringwurms). Hier kommt ein naer Problemkomplex zu Worte. Einige Weichtiere (vor allem Oktopoda) verfuegen ueber chemische und thermische Perzeptoren, die die unseren uebertreffen. Zum Beispiel nehmen sie Saeuren im Meerwasser wahr (und erleben sie also), fuer die wir stumpf sind. Haben die Oktopoda in diesem Sinn ein reicheres Leben als das unsre? Geht man die Sache mit der Lebensmessung von der Neurophysiologie an, dann kann unser Humanismus ins Wanken geraten, und das ist belehrend. Es stellt die Frage: gibt es etwa einen oktopodalen Bach, dessen Fugen aus Saeuren statt aus Luftvibrationen komponiert sind?

Das ist eine gute, naemlich eine aesthetische Frage. Man vergisst naemlich oft, dass Aesthetik die Lehre vom Erleben ist, und dass, wenn man nichts erlebt, man sagt, dass man "anaesthesiert" ist. Die Neurophysiologie belehrt uns, (vielleicht ungewollt von ihr selbst), dass wir aesthetisch denken muessen, wenn wir das Leben nach Erlebnissen messen wollen. Und zwar so: wir empfangen Reize, und das sind Moeglichkeiten, aus denen wir Erlebnisse komponieren (wie Bach Fugen aus Toenen und der Computer Bilder aus digitalisierten Algorithmen). Die Reize sind alle unter einander gleich, auch wenn sie aus verschiedenen Parametern kommen, und diese Parameter sind im genetischen Programm unseres Zentralnervensystems vorgesehen. Es kommt im Leben nicht auf die Reize an, sondern darauf, was wir aus ihnen machen, ob Erbsensuppen oder Fugen. Unser Leben ist desto reicher (groesser), je besser wir Erlebnisse daraus komponieren.

Das ist allerdings ein hochtrabender Unsinn (und erinnert an romantische Volksweisheiten), solange wir uns nicht darueber einigen, was wir mit "besser komponieren" meinen. Es gibt eine Disziplin, die uns erlaubt, aus diesem Unsinn einen Sinn herauszustellen: die Informatik. Sie sagt, dass eine Sachlage desto informativer ist, je unwahrscheinlicher sie ist, und dass es moeglich ist, den Informationsgrad zu messen. Zum Beispiel ist in einem deutschen Text der Buchstabe "x" informativer als der Buchstabe "e", weil es unwahrscheinlicher ist, dass darin ein "x" als ein "e" vorkommt, und das kann man messen. Nun laesst sich sagen, dass unser Erlebnis desto staerker ist, je unwahrscheinlicher die Sachlage, die wir erleben. Also heisst "Reize gut komponieren", aus ihnen unwahrscheinliche Sachlagen komponieren. Wir leben desto mehr, je mehr wir aus den uns gegebenen Moeglichkeiten (Reizen) Unwahrscheinliches komponieren. Und das laesst sich theoretisch (wenn auch nicht in der Praxis) mit Hilfe der Informatik messen.

Das klingt trocken und akademisch, kann aber saeftiger und lebensnaeher ausgedrueckt werden. Es sagt naemlich, dass das Leben eine Kunst ist, und dass gute Lebenskuenstler viel leben, weil sie aus den fuer alle gleichen Moeglichkeiten unwahrscheinliche Erlebnisse komponieren. Weil sie "abenteuerlich" leben, falls mit Abenteuer Unwahrscheinliches gemeint ist. Das ist keine genaue Messmethode, aber sie ist jener in Monaten und Jahren vorzuziehen.